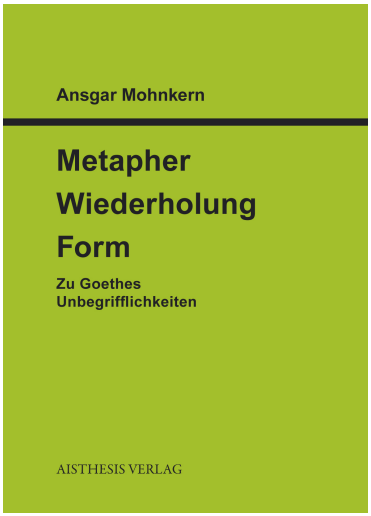
Leseprobe

Ansgar Mohnkern

Metapher, Wiederholung, Form

Zu Goethes Unbegrifflichkeiten



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2011
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Umschlaggestaltung: Germano Wallmann, nach einer Idee des Autors
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-885-2
www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9

I . Die Unbegrifflichkeit der Metapher: Goethes *Fort*gepflanztes 15

1. „Gespräche“ und „organische Geschöpfe“: Das „Fortgepflanzte“ der Morphologie 15
2. „Wenn wir uns einbilden“: Einbildungskraft, Analogie, Metapher 19
3. Die Idee der Metapher 30
4. „Pfropfreiser“: Die Metapher der Metapher 38
5. (Nicht) Name: Jenseits der Metapher 41

II . Die Unbegrifflichkeit der Wiederholung: *Die Wahlverwandtschaften* und die Ordnung des *Fort*gepflanzten 48

1. Name, metaphorisch. Ursprung, Differenz und das fortgepflanzte Subjekt 48
2. Subjektwerdung: Eduard, Werther, *fort*gepflanzt 56
3. „Versetzt“ und „verglichen“: Fortpflanzung „nach einer gewissen Ordnung“ 65
4. Tod und Fortpflanzung, morphologisch 73
5. „Gleichnisrede“: Metaphern, der Buchstabe und die verfehlte Erkenntnis 81
6. OTTO: Der Buchstabe und der misslungene Name 91
7. ECHO: Der Buchstabe und die Wiederholung 94
8. Wiederholungszwänge 105
9. Nachahmungen 111

III. Die Unbegrifflichkeit des Reims: *Faust II* und die Ordnung des *Ent*setzens 117

1. „Etymologisch gleicherweise stimmig“: Das Wortspiel vom Ursprung 117
2. „Dem das Leben entquellt“: Das Echo und der Ursprung des Lebens 119
3. Das Echo: Ein Reim 125
4. „da!“: Helenas Reim und die Ordnung des Entfernten 131
5. „Trauriger Nachklang“: Die Geburt Euphorions aus dem Dilemma des Echos 143

IV. Die Unbegrifflichkeit der Form: *Mächtiges Überraschen* und die Ordnung des Sonetts 151

1. „Ein neues Leben“: Nährung und Schwund 151
2. Schwanken 156
3. „Mathematisch zu konstruieren“: Die Ordnung des Sonetts 159
4. Form 166
5. Morphé 172
6. Die wolkige Stelle 174

Nachweise 181

Vorwort

Über die schwierige Situation eines Projekts der Wissenschaft in der Neuzeit bemerkt Hans Blumenberg in seinem Buch über *Die Genesis der kopernikanischen Welt*:

> Der Anschauungs*verzicht* ist eine Voraussetzung der neuzeitlichen Wissenschaft, der Anschauungs*verlust* muß eine Folge jeder Theorie sein, die sich systematisiert, die also ihre Resultate so verdichtet und formiert, daß sie sich kraft ihrer heterogenen Ordnung vor den Zugang zu den genuinen Gegebenheiten stellen und schließlich diese ersetzen.[1]

Folgt nun solche Analyse der Logik ihrer eigenen Einsicht, so ist schon eben die Rede von „Anschauungs*verzicht*" bzw. „Anschauungs*verlust*" selbst bloß unter der Bedingung denkbar, dass das Ereignis des Verlorengehens dieser Anschauung selbst eine jener verstellten „genuinen Gegebenheiten" darstellt, von denen hier die Rede ist. Die dilemmatische Situation neuzeitlicher Wissenschaft nämlich besteht darin, dass sich diese Wissenschaft selbst weder des Orts noch des Zeitpunkts solchen Verlorengehens gegenwärtig zu bemächtigen vermag. Denn solche Bemächtigung hätte doch das Moment der Anschauung seinerseits mit einzuschließen, die der Wissenschaft jedoch gerade gemäß der Blumenbergschen Selbstanzeige abhanden gekommen ist. Das Dilemma an der Situation einer modernen Wissenschaft nämlich liegt darin, dass sie in dem Maße einer Anschauung depriviert wird, in welchem sie sich „systematisiert", derweil sie andererseits in dem Maße die Möglichkeit einer Anschauung mit dem Preis zu zahlen hätte, in welchem sie den Anspruch auf Systematik, also den Anspruch ihre Gegenstände zu klassifizieren und ‚auf den Begriff' zu bringen, aufzugeben hätte. So bleibt demnach das Projekt einer Anschauung, das gemeinsam mit dem Gerüst einer wissenschaftlichen Systematik die Möglichkeit der vollkommenen Erkenntnis aufbewahrte, ein verfehltes. Denn an ihre Stelle tritt die Operation einer latent anschauungslosen „wissenschaftlichen Aussage", welche gemäß Blumenberg

1 Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt a.M. 1975, S. 61.

> nur noch über Zwischenstufen auf eine sehr allgemeine Fragestellung bezogen werden [kann], die außerhalb der theoretischen Disziplin in einem Erfahrungsraum lokalisiert werden könnte.[2]

Gemäß dieses Dilemmas bleibt Blumenbergs Analyse eingedenk jener Deprivation, die eine Wissenschaft ihres Vermögens beraubt, ein Gegenständliches in Anschauung und Erfahrung darzubieten, derweil sie sich, wenngleich vergeblich, diesem Gegenständlichen doch wohl immer wieder zumindest approximativ zu nähern hat, sofern sie ihrem Selbstverständnis als redliche Wissenschaft gerecht werden will. So heißt es bei Blumenberg mit Hinblick auf das enzyklopädische Projekt des 18. Jahrhunderts als dem einschlägigen Paradigma einer neuzeitlichen Ordnung von Wissen und Erkenntnis überhaupt:

> Schon dort, wo Vermittlung von Wissenschaft an die Bedürfnisse eines weiteren Publikums die erstmals in der ganzen Aktualität erkannte und akzeptierte Aufgabe war, in der französischen Enzyklopädie, droht der alphabetisch geordneten und durch ein Verweisungssystem erschlossenen Darbietung des Wissens ihre Funktion, den Zugang zu den Gegenständen der Natur und Kultur derart möglich zu machen, daß der Verständlichkeit der Gegebenheiten selbst den Primat behält, verloren zu gehen. Die Hilfsfunktion, die das Wissen für die Anschauung haben könnte, tritt an ihre Stelle. Die Geschichte der Wissenschaft führt nicht nur in die Isolierung ihrer Resultate von der Einsichtigkeit ihrer methodischen Herkunft hinein, sondern erst recht in die Abtrennung der Theorien von ihrer ursprünglichen Motivation, die Lebenswelt des Menschen zu erschließen, sichtbarer und durchsichtiger zu machen, also die Erfahrungsfähigkeit zu steigern.[3]

Was dabei als ein Versuch erscheint, das Dilemma einer Wissenschaft zu beziffern, die daran scheitert, „die Lebenswelt des Menschen zu erschließen, sichtbarer und durchsichtiger zu machen“ und demnach in Bezug auf diese Lebenswelt „die Erfahrungsfähigkeit zu steigern“, mündet mit Blumenberg unweigerlich in das Projekt der Selbstverortung einer Sprache über diese Wissenschaft selbst. Denn die eigene Sprache ist ja nicht weniger eine Sprache neuzeitlicher Wissenschaft als die eines Diderot, der sich einst um die Errichtung eines „Verweisungssystems“ kümmerte, in denen das „Wissen“

2 Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, S. 61.
3 Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, S. 61.

um die „Gegenstände der Natur und Kultur“ eine angemessene „Darbietung“ erhalten sollte, und sich doch immer wieder auf eine „Hilfsfunktion, die das Wissen für die Anschauung haben könnte“, zurückgeworfen sieht. So nämlich wie diesem enzyklopädischen Projekt einer Sammlung des Wissens versiegt auch dieser Einsicht selbst das Reservoir an möglichen Anschauungen, weshalb die Gegenstände seiner wissenschaftlichen Sprache ihrerseits als „Verweisungssysteme“ operieren, die gemäß einer substitutiven Ordnung „an die Stelle“ der Anschauung von natürlichen und kulturellen Gegenständen treten, anstatt sie unmittelbar und gegenwärtig verfügbar zu machen. Ist also in der Folge mit Blumenberg von Diderot die Rede, so geschieht dies nur unter der Voraussetzung, dass eben diese Rede in gleichem Maße wie

> Systematik und Auswahlkriterien der Enzyklopädie […] unter dem Mangel zu leiden [scheint], daß der Mensch gegenüber der Wirklichkeit keinen normierten Standpunkt besitzt, daß reales wie geistiges Universum unendlich viele perspektivische Zugänge gestatten, denen ebenso viele Systeme entsprechen müßten.[4]

Erscheinen solche Systeme als „Verweisungssysteme“, so tun sie dies gerade auch in der Weise, in der sich Blumenbergs Sprache selbst – und mit ihr die Sprache von Wissen und Erkenntnis überhaupt – in ihnen verstrickt.

Hat sich nun eine Arbeit wie die vorliegende zum Ziel gesetzt, einen Beitrag zu den Bedingungen der Möglichkeit einer Begrifflichkeit der Sprache zu leisten, so sieht sie sich vom Standpunkt der Erkenntnis ihrerseits immer auch auf das Komplement dieser Frage nach dem Begriff zurückgeworfen, nämlich auf jene Frage, an der sich Blumenbergs Analyse zum Standpunkt neuzeitlicher Wissenschaft bricht. Diese Frage formuliert sich wesentlich nicht nur als eine nach dem Begriff, sondern in mindestens gleichem Maße als eine nach den Möglichkeiten und Grenzen der Anschauung selbst. Jenes Dilemma von „Anschauungsverlust“ nämlich, das die Situation modernen Wissens über die Gegenstände des Lebens so unnachgiebig prägt, offenbart sich dabei als die Komplementärstruktur einer Sprache, in welcher der Begriff nicht mehr zu den Dingen gelangt, weil diesen Dingen selbst keine Anschauung beizumessen ist, an der sich ein Begriff als das höchste Medium der Erkenntnis zu nähren vermöchte. Im Zustand einer Wissenschaft ohne Anschauung als einer Wissenschaft, die ohne den unvermittelten Zugang zu

4 Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, S. 61f.

den Dingen selbst auszukommen hat, verfängt sich auch eine Untersuchung zur Begrifflichkeit der Sprache notwendigerweise in der Latenz einer Unbegrifflichkeit von Sprache. Denn ohne Anschauung, mit der ja nach Kant zusammen ein Begriff allererst Erkenntnis generierte, bleibt jedes begriffliche Projekt ein unausweichlich verfehltes.

Dass aber eine solche Arbeit, die sich um die Grenzen einer Ordnung des Begriffs bekümmert, gerade Goethes Schreiben zu seinem Gegenstand hat, ist alles andere als Zufall. Wie selten nämlich ist wohl das Problem von Wissen und Erkennen so sehr mit dem der Darstellung verflochten wie im Falle Goethes, der einmal in einem Brief an Zauper ernüchtert eingestand, dass im Hinblick auf die Natur „schon viel gewonnen" sei, wenn ihr weder unmittelbare Anschauung noch Begriff beizumessen ist, sondern „sie nur Tropen und Gleichnisse weckt." (HA Briefe IV, 90)[5] Nicht zuletzt im Verhältnis zu den Dingen dieser Natur etabliert Goethe dabei an der historischen Schwelle zu einer Neuorganisation modernen Wissens um 1800 eine Sprache, die das Dilemma jenes von Blumenberg bezifferten Anschauungsverlusts gegenüber den Gegenständen nicht bloß beklagt oder gar betrauert, sondern sich in diesem Dilemma vielmehr bisweilen vergnüglich verfängt. Diese Sprache – ihr Signum ist die Rede von „Tropen und Gleichnissen" – partizipiert dabei an dem „Anschauungsverlust" selbst, insofern sie auf den angemessenen Begriff an eben der Stelle verzichtet, an welcher diesem Begriff sein Komplement, d.h. der Gegenstand, durch den Verzicht auf Anschauung abhanden gekommen ist.

Diese Stelle wird bei Goethe nicht selten besetzt von absoluten Momenten wie Anfang und Ende, doch haben in ihr auch jene Entwicklungen einen Ort, die sich sprunghaft ereignen, darin aber jeweils ihrer angemessenen Darstellung harren. Die Sprache, die sich nicht nur um eine angemessene

5 Alle Texte Goethes werden, sofern möglich, im fortlaufenden Text (unter Angabe von Abteilung, Band, Seitenzahl) zitiert nach Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bände in 2 Abteilungen, hg. von Dieter Borchmeyer u.a., Frankfurt a.M. 1985ff. [=FA]. In wenigen Ausnahmen wird zitiert nach *Goethes Werke*, hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, I. Abteilung: Werke, II. Abteilung Naturwissenschaftliche Schriften, III. Abteilung: Tagebücher, IV. Abteilung: Briefe, Weimar 1887-1919 [=WA]. Briefe von und an Goethe werden zitiert nach *Goethes Briefe und Briefe an Goethe, Hamburger Ausgabe* in 6 Bänden, hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1982 [Goethes Briefe=HA Briefe; Briefe an Goethe=HA Briefe an Goethe].

Darstellung solcher sprunghaften Ereignisse als den unteilbaren singulären Einzelmomenten einer Entwicklung, sondern auch um Gegenstände des Lebens im engeren Sinne bemüht, wird gemeinhin auch mit dem Projekt einer Morphologie in Verbindung gebracht. Von den Versuchen über diese Morphologie nimmt darum auch die vorliegende Arbeit ihren Anfang als einer am Unbegrifflichen orientierten Durchmessung des Goetheschen Universums – einer Durchmessung, die in das Innere der Frage nach dem Verhältnis nicht nur von Literatur und Wissenschaft, sondern von Literatur und Wissen selbst führt. Dabei hat Goethe selbst seinerseits nie zu verbergen versucht, dass eine wissenschaftliche Sprache immer auch mit dem Gefüge einer dichterischen zusammentritt. Deshalb findet sich ein Kontinuum zwischen Morphologie und Dichtung gerade dort, wo beide mit dem Dilemma von Anschauungsverlust und Unbegrifflichkeit in Berührung treten. Dies galt es in der vorliegenden Arbeit zu verfolgen, und es führt also jene Durchmessungsarbeit an Goethe in gleichsam natürlicher Weise ins Feld literarischer Sprache. Gleich nämlich, ob als Ordnung der Wiederholung, die in den *Wahlverwandtschaften* am Werk ist, ob als Ordnung des Reims, wie im zweiten Teil des *Faust*, oder ob als Ordnung der Form, wie sie sich an dem Sonett *Mächtiges Überraschen* darstellt: Jede dieser Ordnungen partizipiert in je verschiedener Weise an jenen Grenzen von Anschauung und Begriff, die auch den Standpunkt neuzeitlichen Erkennens überhaupt entscheidend berühren.

Dass darin in der vorliegenden Arbeit ein Wiederholungsprinzip selbst am Werk ist, wenn solche ‚verschiedenen Weisen' jeweils miteinander korrespondieren, mag vielleicht an dem Gegenstand selbst liegen, an dem sie sich zuletzt verfangen: Goethe. Denn in immer neuem Gewand findet sich die vorliegende Arbeit in der Verlegenheit wieder, ein irreduzibles Maß an Unbegrifflichkeit gleichsam an ihr selbst wiederholen zu müssen, das für die Wunde einer Erkenntnis einsteht, die ihren Gegenstand nie vollständig zu erfassen vermag. Im Eingedenken an die Unmöglichkeit aus solch einer Ordnung herauszutreten, sieht sich also eine Arbeit, die sich eines Gegenstands zu bemächtigen versucht, der an Wiederholungsstrukturen als Spuren von Unbegrifflichkeit partizipiert, selbst unausweichlich auf ihr eigenes Wiederholungsprinzip zurückgeworfen. So bricht sich also diese Arbeit am Ende an einer Einsicht, die bereits vor einem Jahrhundert das vielleicht einzig angemessene Verhältnis zu Goethe zu bestimmen wusste, als nämlich Georg Simmel in Bezug auf das sich ihm darbietende Darstellungsproblem eingestand:

> Wie bei jeder Darstellung einer geistigen Persönlichkeit, für die nicht erst Kenntnis, sondern Verständnis gesucht wird, d.h. nicht Einzelheiten, sondern ihr Zusammenhang, steht im Mittelpunkt eine gewisse Anschauung der Individualität; diese kann, als Anschauung, nicht unmittelbar ausgesprochen werden, sondern man kann nur in ihrer Nachbildung durch eine Summe partieller Bilder auffordern, deren jeweilige Motive durch die großen geistesgeschichtlichen Begriffe unserer Welt- und Lebensdeutung bestimmt sind. Ich würde es deshalb für das Gegenteil eines Vorwurfs gegen dies Buch halten, wenn man in jedem seiner Kapitel eigentlich dasselbe wie in jedem andern zu lesen meinte.[6]

* * *

Dieses Buch wäre nicht ohne die vielfältige Hilfe zahlreicher Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunde sowie meiner Familie möglich gewesen. Mein besonderer Dank gilt Prof. Carol Jacobs, Prof. Rainer Nägele und Prof. Rüdiger Campe für die vielen wertvollen Anregungen, den reichen intellektuellen Austausch und all die Unterstützung der vergangenen Jahre.

New Haven, im August 2011 Ansgar Mohnkern

6 Georg Simmel, *Goethe*, Leipzig 1913, S. VI.

I
Die Unbegrifflichkeit der Metapher: Goethes *Fort*gepflanztes

1. „Gespräche“ und „organische Geschöpfe“: Das „Fortgepflanzte“ der Morphologie

In einem von Goethe mit der Überschrift *Der Inhalt bevorwortet* versehenen Stück, das er im Jahr 1817 als Vorrede seinen Heften *Zur Morphologie* voranstellte, findet sich eine bemerkenswerte Passage, in der es heißt:

> Mit andern Freunden unterhielt ich mich gleichfalls auf das lebhafteste über diese Gegenstände, die mich leidenschaftlich beschäftigten, und nicht ohne Einwirkung und wechselseitigen Nutzen blieben solche Gespräche. Ja es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden manches von daher Entsprungene, durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben. (FA I/24, 405)

„Diese Gegenstände“, von denen hier die Rede ist, sind solche, die Goethe dem eigenem Bekunden nach bereits mit seinem Weimarer Gefährten Herder im Verlauf von dessen Niederschrift der *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784/85) erörtert hatte. Herder hatte in seinem Versuch, die Geschichte der Menschheit naturgeschichtlich zu begründen, den historischen Begriff des Menschen bereits in Korrespondenz sowohl zum Tier- als auch vor allem zum Pflanzenreich bestimmt.[7] Unmittelbar vor dem obigen Abschnitt vermerkt denn auch Goethe im Hinblick auf solche „Gegenstände“:

---

7 Herder schreibt über das Verhältnis von Pflanzen und Menschen in seinen *Ideen*: „Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Tier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fodert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich Pflanzenartig im Mutterleibe; ja auch außer demselben ist unser Fiberngehäuse in seinen ersten Sprossen und Kräften nicht fast der Sensitiva ähnlich? Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanzen; wir gehen auf, wachsen, blühen und sterben.“ (Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: *Werke in zehn Bänden*, hg. von Martin Bollacher u.a., Frankfurt a. M. 1985-2000, Bd. VI, S. 59)

> Meine mühselige, qualvolle Nachforschung ward erleichtert, ja versüßt indem *Herder* die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde, und der darauf von altersher sich entwicklenden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz, durch wechselseitiges Mittheilen und Bekämpfen, täglich geläutert und bereichert. (FA I/24, 405)

Wovon also in der zuerst angegebenen Passage noch allgemein als „Gegenstände" die Rede ist, ist hier konkret bezeichnet als die „von altersher sich entwicklenden organischen Geschöpfe", also als Tiere und Pflanzen, die in ihrer Entstehung und Entfaltung in Relation zu „den Uranfängen der Wasser-Erde" stehen. Darin klingt dasjenige Thema an, dem sich der gesamte Text unterordnet und das Goethe – neben Forschungen und Studien zur Farbenlehre, Geologie und Meteorologie – stets als bedeutendstes Gebiet seiner naturwissenschaftlichen Interessen galt: die Bezifferung von Ursprung und Entwicklung der lebenden Organismen im Felde der Morphologie.[8]

Allein darin an diesem Passus Bemerkenswertes zu finden, erscheint jedoch allzu banal. Hingegen gerät alle vermeintliche Reibungslosigkeit der Lektüre in genau dem Augenblick ins Stocken, in dem das Licht auf den Sachverhalt fällt, dass die Sprache über das Projekt einer Morphologie, also diejenige Sprache, welche im Dienste der Beschreibung von „Uranfängen" und „unablässigem Fortbilden" des Lebens steht, nicht allein auf jene „organischen Geschöpfe" verweist, sondern ebenso sehr auf die Gespräche selbst, von denen Goethe berichtet, dass sie sich mit jenen morphologischen Fragen

8 Goethes Morphologie sowie deren Verhältnis zum Problem der Sprache und Darstellung war in der neueren Vergangenheit immer wieder Gegenstand von Untersuchungen. Vgl. dazu etwa Dorothea Kuhn, Goethes Morphologie. Geschichte – Prinzipien – Folgen, in: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (Osaka)* 1987, S. 1-21; Robert Stockhammer, Spiraltendenzen der Sprache. Goethes Amyntas und seine Theorie des Symbols, in: *Poetica* 25 (1993), S. 129-154; Safia Azzouni, *Kunst als praktische Wissenschaft. Goethes ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' und die Hefte ‚Zur Morphologie'*, Köln/Weimar/Wien 2005; Uwe Pörksen, Goethes phänomenologische Naturwissenschaft. Sprache und Darstellung, in: *Naturwissenschaft heute im Ansatz Goethes. Ein Prager Symposion*, hg. von Dušan Pleštil und Wolfgang Schad, Stuttgart/Berlin 2008, S. 89-103; Chad Wellmon, Goethe's Morphology of Knowledge, or the Overgrowth of Nomenclature, in: *Goethe Yearbook* 17 (2010), S. 153-177.

beschäftigten. Denn wie die Gegenstände der Gespräche – Ursprung und Entwicklung der „organischen Geschöpfe" – werden diese Gespräche ihrerseits als eben solche Gegenstände markiert, die einer Ursprungs- und Entwicklungssemantik unterliegen und somit in übertragener Weise ihrerseits in erweiterten Sinn als „Geschöpfe" einer morphologischen Ordnung zu gelten haben. So nämlich stellen die morphologischen Gespräche einen entscheidenden Teil einer solchen „wissenschaftlichen Welt" dar, von der Goethe behauptet, dass sich in ihr das „Fortge*pflanz*te" und damit also konkret dasjenige befinde, welches sich im buchstäblichsten Sinne dem Prinzip eines fortentwickelnden pflanzlichen Werdens und Gedeihens verdankt. Will die Rede vom „Fortgepflanzten" aber aus ihrer Buchstäblichkeit auf eine übertragene Bedeutung hin übersetzt werden, so lässt sich in ihr wohl ganz allgemein das entstandene und entwickelte Wissen über die Gesamtheit der Gegenstände der Morphologie erkennen.

Goethes Sprache über Erkenntnis und Wissenschaft aber ist aufs Engste mit einer Sprache jener „sich entwicklenden organischen Geschöpfe" verflochten. Fortgepflanzt nämlich werden nicht allein Pflanzen und Tiere, sondern ebenso ein weitestgehend unbestimmt Bleibendes, das mit der Formel „manches von daher Entsprungene" bekleidet wird. Gemeint sind wohl die auf den Gesprächen sich gründenden Erkenntnisse, doch ist es bezeichnend, dass sie nicht als solche benannt werden, sondern sich dieses „von daher Entsprungene" in einer eigentümlich unbestimmten Latenz zwischen morphologischen Gegenständen und Morphologie selbst hält. Einzig das vermittelnde Medium ihrer Fortpflanzung, beziffert als eine „Tradition in der wissenschaftlichen Welt", wird benannt. In Goethes Rede vom Entspringen taucht aber ein unscheinbares Wortpaar auf, durch das ein Ort markiert wird, auf den sich das Moment dieses Entspringens bezieht. Dieses Wortpaar lautet: „von daher". Darin enthalten sind wohl zunächst ein Verweis auf die Gespräche zwischen Goethe, Herder und „andern Freunden". In der Struktur des Wortes „daher" ist aber zugleich eine Schwelle beziffert, an der sich ein Gegenstand des Entspringens („manches") als das „von daher Entsprungene" aus der Abwesenheit eines „da" in eine auf seine Präsenz hin ausgerichtete Bewegung des Näherns verschiebt, das in dem zweiten Teil des Wortes, nämlich in dem Partikel „her" aufschimmert.[9] Das Über-

9 Dieses „da" Goethes lässt sich, da eine Konstellation mit dem auf die Absenz weisenden „her" bildend, an dieser Stelle nicht mit jenem „Da" Freuds verwechseln, das in dialektischer Verschränkung gemeinsam mit „fort" das kindliche Spiel

schreiten dieser Schwelle zwischen „da“ und „her“ geschieht dabei ebenso sprunghaft wie das Entspringen selbst, das allerdings, da es sich immer nur vom Vergangenen herschreibt und nur in einem im Augenblick seiner Erscheinung bereits vorzeitig „Entsprungenen“ sichtbar wird, eine zeitlich abständige, verspätete, nachzeitige Spur des eigentlichen, wiewohl abwesenden Ereignisses des ursprünglichen Entspringens selbst bildet. Doch ist die Schwelle wie auch ihr Überschreiten eine in höchstem Maße kritische. Denn eine Möglichkeit, sie zu überschreiten, verspräche – wenngleich verspätet – auch, aus den buchstäblich an der etymologischen Substanz der Sprache überhaupt partizipierenden „Ge*spräche*n“ heraus in eine nicht-sprachliche Welt, d.h. in eine Welt der „organischen Geschöpfe“ selbst vorzustoßen, in denen sich das Moment des Entspringens und Fortpflanzens gegenständlich ereignet. Damit kündigt sich also in der Schwelle die Hoffnung an, diejenige Grenze zu überschreiten, welche die Sprache von ihren Gegenständen, von ihren Dingen trennt.

Als Dinge der Morphologie lassen sich aber für gewöhnlich die Dinge des Lebens bezeichnen, also Pflanzen und Tiere. Die kritische Verflechtung der Welt der morphologischen Dinge mit der Welt der Gespräche und damit der Sprache selbst klingt dabei bereits in der Attributierung der Unterhaltungen an, die Goethe mit dem Einschub der adverbialen Konstruktion „auf das *leb*hafteste“ vornimmt. So nämlich werden die Gespräche ihrerseits selbst in den Stand derjenigen Gegenstände einberufen, mit denen sie sich doch eigentlich als morphologische Gespräche allererst zu befassen anheben. Denn sofern in ihnen das Moment des Lebens aufschimmert, erscheinen sie im erweiterten Sinn als Gegenstände der morphologischen Welt selbst, also als Dinge einer Ordnung des Lebens. Somit haben sie, abgesehen von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit diese Gegenstände konkret zu bestimmen, selbst Ursprung und Entwicklung, womit dem von Goethe in dem Vorwort *Zur Farbenlehre* ausgesprochenen Grundsatz entsprochen wird, „daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei.“ (FA I/23, 16) Jedoch lässt sich in dieser Verflechtung von (wissenschaftlicher)

---

von „Verschwinden und Wiederkommen“ (Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, in: *Studienausgabe*, hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards, James Strachey, Frankfurt a.M. 1969-1975, Bd. III, S. 225) bildet, in dem das „Da“ – anders als dasjenige Goethes – für die Präsenz jener berühmten vom Kind zunächst fortgeworfenen und daraufhin wieder an sich herangezogenen Holzspule einsteht.

Sprache und Gegenstand im direkten Umkehrschluss auch nicht mehr ein einziges Attribut, das auf die bloße Bestimmung der Gespräche abzielt, auf diese allein einschränken. Denn sofern von solchen Gesprächen die Rede ist, schließt ihre Bestimmung die Welt der Dinge, von denen sie handeln, also die Welt des Lebens mit ein. Das zeigt sich auch in dem von Goethe zweifach vorgebrachten Akut auf dem Prinzips der Wechselseitigkeit, das, sofern es allein auf der Ebene der Unterhaltung gelesen wird, das Verhältnis unter den Teilnehmenden der Gespräche bestimmt. Der kritischen Relation von Sprache und Dingen eingedenk, bezeichnet dieses Prinzip auch diejenige Bewegung, von der die reziprok oszillierende Struktur des Verhältnisses von Gesprächen und „organischen Gegenständen" gekennzeichnet ist. Denn die Rede sowohl von „wechselseitigem Mitteilen und Bekämpfen" als auch von „wechselseitigem Nutzen" erscheint in einem gänzlich anderen Licht, sofern diese Reziprozität nicht allein im Hinblick auf die Beziehung der Gesprächsteilnehmer, sondern eben auch auf die verschlungene Beziehung von Gesprächen bzw. Sprache auf der einen und „organischen Gegenständen" auf der anderen Seite verstanden wird. So nämlich wie der jeweilige „wissenschaftliche Besitz" Goethes und Herders im „täglichen Gespräch" als dem sich von Tag zu Tag wiederholenden Akt des Mit-Teilens buchstäblich gegenseitig aneinander partizipiert, so hat auch die Sprache teil an den Dingen selbst, von denen sie spricht. Sofern nämlich „der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden [...] immer besprochen" wurde, bleibt die Möglichkeit latent, den Einschub „durch wechselseitiges Mitteilen und Bekämpfen" nicht bloß auf die Beziehung zwischen Goethe, Herder und den übrigen anwesenden Freunden anzuwenden, sondern ebenso auf die Beziehung der Gegenstände und der diese bezeichnenden morphologischen Sprache. In dieser Hinsicht also liest sich das „Fortgepflanzte", das in der Mitte von Goethes Versuch einer Begründung der Morphologie aufscheint, als ein doppeltes, nämlich als zugleich buchstäblich Pflanzliches wie auch gepflanzt Sprachliches.

2. „Wenn wir uns einbilden": Einbildungskraft, Analogie, Metapher

Die Grundlage einer solchen zweifachen Auslegung des „Fortgepflanzten" als sowohl buchstäblich Pflanzliches wie auch übertragen Sprachliches liegt in der Bedingung, die das Erscheinen jenes „Fortgepflanzten" ermöglicht. Diese benennt Goethe durch einen kurzen Einschub, der jedoch im Lichte seiner Konsequenzen betrachtet ein entscheidender ist. Denn das aus der

Latenz in die Anschauung dringende Prinzip der Wechselseitigkeit, welches dem Verhältnis von belebten Dingen und Sprache zu Grunde liegt, wird auf grammatischer Ebene gestützt durch das Einfügen einer Kondition. So fügt Goethe nahe jener kritischen Schwelle zwischen „da" und „her" die bedeutsame Konditionalphrase „wenn wir uns einbilden" ein, durch welche das Folgende des Satzes bedingend bestimmt wird. Dabei zeitigt dieser zunächst unscheinbar anmutende Einschub nicht nur grammatisch, sondern auch semantisch eine weitreichende Wirkung. Ist nämlich die in diesem „wenn wir uns einbilden" benannte Bedingung unmittelbar an der Konstruktion der reziproken Struktur des Verhältnisses von organischen Naturobjekten und bestimmender Sprache beteiligt, so muss dieser Struktur ein Zustand zu Grunde liegen, in welchem vom Prinzip eines bloß Objektiv-Wirklichen abgerückt wird, um es in buchstäblichster Weise bildend zu einem bloß Möglichen, zu einem Gebilde, ja vielleicht sogar zu einem Bild selbst zu formen.[10]

Als prominentestes Derivat des Wortes „einbilden" ist aber ohne Zweifel die der philosophischen Tradition entlehnte Rede von der Instanz der Einbildungskraft zu nennen. Spätestens seit Kants kanonisch gewordener Bestimmung derselben in der zweiten Auflage seiner *Kritik der reinen Vernunft* (1787) ist diese Einbildungskraft als „das Vermögen, einen Gegenstand ohne dessen Gegenwart in der Anschauung vorzustellen"[11] an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert in aller Munde.[12] Auch Goethe, dessen Werther

10 Herder etwa bringt den Begriff der Einbildungskraft mit dem Begriff des Bildes in Verbindung. Vgl. seinen Aufsatz *Über Bild, Dichtung und Fabel*, in: *Werke in zehn Bänden*, Bd. IV, S. 635. Dazu auch der Eintrag zu „einbilden" im *Deutschen Wörterbuch*: „*einbilden*, gleichsam einprägen, imprimere, vor augen stellen, ein bild von der sache bei einem andern entspringen und sich festsetzen lassen." (*Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Neubearbeitung, hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Leipzig 1965ff., Bd. III, Sp. 149)

11 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, in: *Werke in zehn Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1956, Bde. III-IV, B 151.

12 Für einen Überblick vgl. Dietmar Kamper, *Zur Geschichte der Einbildungskraft*, München 1981. Der Begriff der Vorstellung, den Kants Definition der Einbildungskraft enthält, ist ohne Zweifel ein in höchstem Maße kritischer. Im Hinblick auf sein Verhältnis zu rhetorischen Implikationen des Projekts des Vorstellens lohnt besonders ein Blick in Rüdiger Campe, Vor Augen Stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung, in: *Poststrukturalismus. Herausforderungen*

sie schon als ein „göttliches Geschenk" (FA I/8, 165) zu bezeichnen wusste, nimmt an dem konjunkturellen Aufschwung einer geradezu emphatischen Verwendung der Rede von der Einbildungskraft teil. Doch kommt es dabei zu einigen bemerkenswerten Eigentümlichkeiten. So wird in einem dem englischen Meteorologen Luke Howard[13] gewidmeten Gedicht mit dem Titel *Howards Ehrengedächtniß* (1821) das Wort Einbildungskraft von Goethe buchstäblich seziert und in seine je einzelnen wörtlichen Bestandteile zerlegt.[14] Im Gedicht nämlich heißt es:

> Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
> Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft [...]. (FA I/2, 503)

In dieser Form trägt die Zerlegung des Begriffs jedoch eine geringe Abweichung vom landläufig gewordenen Wort „Einbildungskraft" in sich, da sie dessen Bedeutung in eben der Weise verschiebt wie die „des eignen Bildens Kraft" ein Unbestimmtes zu einem Bestimmten verwandelt. Denn jenes unbestimmte „ein" im Begriff der Einbildungskraft wird geradezu einer förmlichen An*eign*ung, also einer das Bilden in das Eigene hineinnehmenden Handlung unterzogen und damit ganz ähnlich bestimmt wie das Unbestimmte im freien Spiel der Wolken. Auf dieses nämlich wird gemäß Goethe „des eignen Bildens Kraft" als konstruktives Vermögen angewandt, wenn sie nicht nur „am Wechsel der Gestalten sich erfreut" (FA I/2, 503), sondern geradezu die Bildung derselben allererst betreibt:

---

an die Literaturwissenschaft, hg. von Gerhard Neumann, Stuttgart/Weimar 1997, S. 208-225.

13 Howard ist verantwortlich für die noch heute geläufige fachwissenschaftliche Klassifikation der Wolken durch der Bezeichnung als Cirrus, Stratus, Cumulus und Nimbus. Goethe zeigte sich von Howards berühmtem *Essay on modification of clouds* (1803) umgehend begeistert, als er ihn 1815, angeregt durch die Lektüre von Ludwig Wilhelm Gilbert *Annalen der Physik*, kennenlernte.

14 Wolken bei Goethe haben in jüngster Vergangenheit großes Interesse auf sich gezogen. Vgl. Marianne Schuller, Über Wolken. Zu Goethe, in: *Transmission. Übersetzung – Übertragung – Vermittlung*, hg. von Georg Mein, Wien/Berlin 2010, S. 249-260; Joseph Vogl, Luft um 1800, in: *Vita aesthetica. Szenarien ästhetischer Lebendigkeit*, hg. von Armen Avanessian, Winfried Menninghaus und Jan Völker, Zürich 2009, S. 45-53; Christian Begemann, Wolken. Sprache. Goethe, Howard, die Wissenschaft und die Poesie; in: *Die Gabe des Gedichts. Goethes Lyrik im Wechsel der Töne*, hg. von Gerhard Neumann und David E. Wellbery, Freiburg i.Br. 2006, S. 225-242.